

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 20 (1979)
Heft: 8

Rubrik: Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Buchtip

Lew Kopelew: «Und schuf mir einen Götzen .../ Lehrjahre eines Kommunisten». Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1979, 421 Seiten, Fr. 32.—.

Von Lew Kopelew sind im Westen bereits mehrere kritische Bücher über die Sowjetunion erschienen. In seinem bekanntesten Werk, «Aufbewahren für alle Zeiten», schildert er unter anderem, wie er 1945 als junger Offizier den Vormarsch der Roten Armee in Deutschland mitmachte und dabei versuchte, die Zivilbevölkerung zu schonen. Das legte ihm der NKWD (Sicherheitsdienst) als Begünstigung des Feindes aus und sperrte ihn ein. Nach dem Tode Stalins wurde er bloss «teilrehabilitiert».

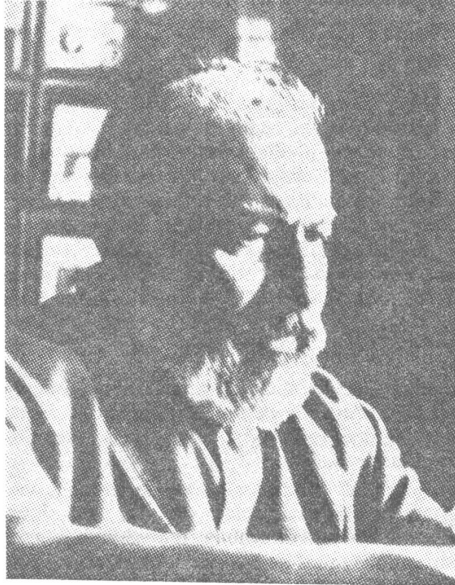
Die Bekanntschaft mit dem «Archipel Gulag» und mit der sowjetischen Justiz öffneten Kopelew, der auch heute noch in Moskau lebt, die Augen. In der Folge widmete er sich der Literatur, ohne Pflicht zur Parteilichkeit, denn aus der KPdSU hatte man ihn ausgeschlossen.

In seinem neuen Buch schreibt Kopelew über seine Kindheit und Jugendjahre in der Ukraine. Es ist die Zeit des grossen Umbruchs in Russland und der frühen Sowjetunion. Kopelew erlebt Lenin, Trotzki, die Jahre der NEP (die reformerische Neue Oekonomische Politik) und Stalins Aufstieg zur Alleinherrschaft. Der junge Kopelew stürzt sich mit Feuereifer in die ihm zugewiesenen Aufgaben, begierig, am Aufbau der «neuen Welt» mitzuhelfen. Der begeisterte Jungkommunist macht dann allerdings auch Bekanntschaft mit dem grauen Alltag: als Schüler, als Arbeiterkorrespondent einer Betriebszeitung, als

Agitator bei der Verstaatlichung. Und er wird Zeuge der grausamen Hungerkatastrophe in den frühen dreissiger Jahren, herbeigeführt durch Stalins «Fehlpolitik», die in Wirklichkeit vorsätzlich darauf angelegt war, den Widerstand der Bauern gegen die Kollektivierung mittels Hungertod zu brechen (was Kopelew damals selbstverständlich nicht realisierte).

Das Buch ist schon insofern lehrreich, als es uns ermöglicht, die Gedankenwelt der missbrauchten Helfer Stalins und ihre Umwelt kennenzulernen.

gp



Lew Kopelew

«Dieser Roman wird gelesen, hat ungewöhnlichen Erfolg. Und eben deshalb möchte man wünschen, dass Fjodor Abramow in der Buchausgabe von ‚Das Haus‘ die Akzente genauer setzte, seiner Schilderung Gleichgewicht verliehe, Licht und Schatten gleichmässiger verteilte. Der Roman wird dadurch nur gewinnen.»

Vsewolod Sacharow

in «Literaturnaja Rossija», 2. 2. 1979

— warum Felder brachliegen, warum Heustriche verwildern», man betrachtet den Bezirk, das Gebiet «und landet in einem solchen Schlamassel, dass einem angst und bange wird» (S. 110).

Schliesslich gewinnt Michail Unterstützung. Taborskij und seine Bande müssen weg. Nur hatte Taborskij «ein mächtiges Wurzelsystem. Bis ins Bezirkszentrum reichten die Fäden. Und nicht nur bis dorthin. Sein Neffe hat einen hohen Posten im Gebiet — wird der etwa bloss zusehen ...?» (S. 137)

Tatsächlich aber ersetzt bald der noch junge Traktorist Viktor, einer aus dem Dorf, den Sowchodirektor. Damit hat der Held die Landwirtschaft in Pekaschino ihrer Bestimmung etwas nähergebracht.

★★★

Parallel dazu beschreibt Abramow, wie auch das verlotterte Haus der Eltern — Symbol für die zerstörten Familienbande — renoviert wird. Michail wird umgänglicher; Fjodor kehrt als «verlorener Sohn» zurück; Pjotr nimmt langen Urlaub, um das Elternhaus instand zu stellen. «Das wichtigste Haus» jedoch, so sagt ein alter Freund der Prjaslins, «baut der Mensch in seiner Seele. Und jenem Haus kann kein Feuer und keine Flut etwas anhaben.» Abramow formulierte es gegenüber der «Sowjetskaja kultura» so:

«Der Titel des Romans ist nicht zufällig gewählt. ‚Das Haus‘ ist Verkörperung des Lebenssinnes, all dessen, was einer auf dem Boden und in seiner Seele erbaut hat.»

Man darf auf die vom Autor verheissene Fortsetzung gespannt sein. Noch bietet das System genug Hindernisse für einen Menschen, der die Ideologie tunlichst ausklammert und «einfach» das Beste aus dem Leben, aus dem Boden Russlands herausholen will. ■

Es stimmt

«Es stimmt, wir sagen, die UdSSR sei heute die aggressivste Supermacht der Welt, die an den verschiedensten Orten der Erde aktiv und offen unterdrückerische Kriege führt. Jedesmal werden diese imperialistischen Akte am Anfang als ‚Befreiung‘ ausgegeben, nur liessen sich offenbar die betroffenen Völker so ungern ‚befreien‘, dass sich die UdSSR überall in langdauernde Volkskriege verwickelt hat. Auch in der Schweiz kann sich jeder, der die Augen nicht vor den Tatsachen verschliessen will, davon überzeugen, dass die Sowjetunion *mindestens* in Angola, in Eritrea, in Afghanistan und in Kampuchea offen Krieg führt.»

Diese Feststellung machten nicht etwa «kalte Krieger» rechtsausen im politischen Spektrum. Sie stammt von den schweizerischen kommunistischen Organisationen und ist zu lesen im «zeitdienst» für sozialistische Information und Diskussion (Zürich). ■

(Fortsetzung von Seite 7)

Damit hat Abramow ein paar Realitäten, die seit dem «Iwan Denissowitsch» längst wieder aus der Literatur verbannt waren, vorsichtig angetippt. Antworten auf die Missstände gibt es allerdings nur teilweise, durch Michails Einsatz — «es muss besser werden». So kompromisslos er es mit der Arbeit hält, so aufrecht kämpft er auch für Gerechtigkeit. Das bringt ihm Feinde ein, an erster Stelle Sowchodirektor Taborskij mit seinen Lakajen. Aber der brave Prjaslin ist furchtlos. Einmal verwendet er sich für die alten Kolchosniki, die nur 20 Rubel im Monat an Rente beziehen. «Michail schlug Lärm, wo er nur konnte: ‚Besinnt euch! Kann man etwa mit zwei Zehnern durchkommen? Man müsste diese alten Frauen für ihre Geduld und Gewissenhaftigkeit mit Gold überschütten!« (S. 63)

Er ist einsam auf seinem Weg, die Jugendfreunde sind fort, oder zu Alkoholikern geworden — «zu keinem kann man ohne Flasche gehen», und wie liesse sich dann noch vernünftig reden? Besonders schwer leidet er unter dem Verlust von Jegor Stawrow, Lisawetas Mann. Dieser hat Heim und «Hof» vor 20 Jahren verlassen, sich als Schwindler und Trinker durchgeschlagen und kehrt nun zurück, um das Haus des Vaters nach dessen Tod dem Fischereiaufseher (Betrüger und Alkoholiker) zu verkaufen, obschon es Lisa vermacht worden war. Diese verzichtet auf einen

Prozess, weil sie «nach anderen Gesetzen, nach den Gesetzen ihres Gewissens» lebt.

★★★

Eine weitere Auseinandersetzung betraf die Nebenwirtschaft. Sie liefert dem Land zwar an die 60% Gemüse und Milch. Aber — «das ganze Leben, so weit er [Michail] sich zurückerinnern kann, haben sie gegen die Kuh des Kolchosnik gekriegt. Mit Steuern ihn erdrückt — gib unentgeltlich 350 Liter Milch ab — aber Mähwiesen stellten sie nicht zur Verfügung — des Nachts musste man Gras heimschmuggeln. Privateigentum! Pest, Gift! ... Nein, entschuldigt, nur Dummköpfe mit Brieftaschen denken so.» (S. 102)

Inzwischen hat die Führung den Nutzen der privat bebauten 3% Boden eingesehen. Mit dem staatlichen Landwirtschaftsanteil hapert es dagegen auch in Pekaschino gewaltig.

«Sägewerk, Mühle, Elektrizitätswerk, alle Arten von Werkstätten, Garagen, Getreidedarre, Lagerhäuser — nicht aufzuzählen, was die dort gebaut haben ... Nur eines wollte dem Michail nicht in den Kopf: der Sowchos arbeitet mit Verlust! Letztes Jahr machten die staatlichen Subventionen 250 000 aus! ... Wir können uns doch nicht die ganze Zeit vom Staat aushalten lassen!» (S. 104)

Wenn er in seinem Pekaschino so um sich schaut: «Du fängst bei einer scheinbaren Kleinigkeit an

Unsere Meinung

Bestechung – nur eine moralische Frage?

Ist der Tatbestand
zum Beispiel passiver Bestechung
in Polen eine blosse Frage der Moral?

Die «Gleichheit vor dem Gesetz» hat Wojciech Michalski in der Warschauer Zeitschrift «Nowe drogi» (Nr. 1/1979) behandelt. Er vermerkt zunächst, dass Gleichheit keineswegs Egalitarismus (Gleichmacherei) bedeute; Unterschiede müsse es geben. (Das ist soweit überhaupt nicht neu, auch wenn es im Westen dazu sehr viele Missverständnisse gibt, unbeschadet der positiven oder negativen Wertung.) Hingegen erfordere die Gleichheit vor dem Gesetz zum Beispiel, dass ein Staatsfunktionär keinerlei persönliche Vorrechte gegenüber einem gewöhnlichen Staatsbürger habe, wenn er mit diesem in seinem Büro verhandle. Also: Amtsmissbrauch ist eigentlich gesetzwidrig. Im wirklich interessanten Absatz bemerkt dann Michalski, das Prinzip der Gleichheit habe nicht nur seine gesetzlichen Aspekte. Häufig komme es zu Kollisionen zwar nicht mit dem Recht, sondern mit der Moral, und zwar «auch» bei Parteimitgliedern:

«Es gibt leider führende Kader, die aufgrund ihrer verantwortlichen Positionen und Pflichten viele persönliche Vorteile geniessen. Ein Dienstwagen mit Chauffeur ist zweifellos richtig, wenn es sich um ein Arbeitsinstrument handelt. Doch stellt sich die Frage, ob der Grundsatz der Gleichheit nicht verletzt wird, wenn die Frau des Funktionärs Wagen und Chauffeur in Anspruch nimmt, um ihre Einkäufe zu tätigen, oder wenn der Wagen wochenlang zu Ferienzwecken benutzt wird. Und wird die Gleichheit bei der Nutzung der kollektiv erarbeiteten Werte nicht verletzt, wenn der Funktionär von einem Partnerbetrieb persönliche Geschenke erhält? Und wie steht es mit einem Hausbau aus Baumaterialien, die der Funktionär dank seinem Posten geschenkt erhält?»

In ähnlicher Weise müsse man nach der Abgrenzung zu Protektionismus, Nepotismus und Vetternwirtschaft fragen, wenn jemand seine Posi-

tion dazu benütze, seinem Sohn ein besseres Leben zu arrangieren.

Nun ist es natürlich ziemlich klar, wie der Autor die Antwort auf seine Fragen sieht. Aber der wegspringende Punkt ist ein anderer: Warum formuliert er Fragen, wo er Feststellungen treffen könnte? Und vor allem: Warum im Kontext bloss der Moral und ausdrücklich nicht des Rechts?

Was Michalski an «fraglichen» Beispielen schildert, reicht inhaltlich vom «Diebstahl am sozialistischen Eigentum» bis zur passiven Bestechung, klare Fälle von deliktischem Verhalten. Wer sich zum Beispiel aus Bestechungsgeldern ein privates Haus baut, gehört nicht moralisch in Frage gestellt, sondern schlicht und einfach bestraft, nach sozialistischer Normengebung schon gar.

Warum darf man diese Selbstverständlichkeit in der zentralen Parteizeitschrift nicht aussprechen? Es gibt nur eine Antwort: Weil das praktisch auf die Forderung hinausliefere, die gesamte Führungselite für ihr Normalverhalten ins Kittchen zu sperren.

Manchmal enthüllen Berichterstattungen aus dem Sowjetlager auffällig skandalöse Zustände vor allem in praktischen und sozialen Belangen. Hier haben wir es nur innerhalb einer ehrenwerten Abhandlung zu einem ehrenwerten Thema mit einem unscheinbaren Seitensprung von der rechtlichen in die moralische Qualität zu tun. Und das Ergebnis ist eine fundamentale Entlarvung. *cb*

In Kürze

Im Gebäude, das in Moskau das Präsidium des Obersten Sowjets beherbergt, gibt es einen Empfangsraum für Staatsbürger, die ein Anliegen vorzubringen haben. Und dazu einige separate Zimmer. Mit einem davon, als «Nr. 10» bekannt, hat es eine besondere Bewandnis. Dorthinein bittet man zum Beispiel Leute, die sich mit dem stereotypen Bescheid, man werde die fragile Beschwerde prüfen, nicht zufriedengeben wollen. Oder gar Leute, die zuständigenorts ihren Verzicht auf die sowjetische Staatsbürgerschaft mitteilen wollen. Die Besonderheit der «Nr. 10» besteht darin, dass sie eine zusätzliche Tür hat, die nur als Ausgang benützt wird. Sie führt zu einem Hof, in dem geschlossene Lieferwagen auf Abruf stationiert sind. Erweist sich ein Besucher

trotz eingehender Belehrung als uneinsichtig und renitent, wird er gleich mit einem solchen Lieferwagen zur Untersuchung in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Das kann bis zu zehn- oder zwölfmal pro Tag vorkommen.

*

Ende März haben etliche Zeitungen in der DDR auf ihre Wochenendausgaben verzichtet oder wenigstens ihren Umfang reduziert. Der Grund? Hier ist zum Beispiel die Vorankündigung der Leipziger Zeitung «Die Union»: «Wir sind überzeugt, dass Sie, liebe Leser, Verständnis dafür aufbringen werden, wenn wir einer dringenden Bitte unserer vietnamesischen Freunde entsprochen haben, Papier als Solidaritätsspende zur Verfügung zu stellen.» Wie immer es sich mit der Bitte aus Hanoi verhalten mag, die Dringlichkeitsstufe wurde in Moskau bestimmt. Bestimmt.

*

En à propos zum Numerus clausus, aber nicht nur: Dieses Jahr schliessen in Polen (laut «Zycie Warszawy», 6. 2. 1979) 215 000 Jugendliche ihr Mittelschulstudium ab. An den Hochschulen des Landes werden insgesamt 61 000 Plätze frei. Andererseits hat das Unterrichtsministerium für die Mittelschulabgänger, «die ihr Studium nicht fortsetzen wollen» («wollen» ist gut), 51 000 Lehr- und Arbeitsplätze bereitgestellt. Frage: Was ist mit dem kleinen Rest von 103 000 Mittelschulabsolventen?

*

In Prag ist Msgr. Frantisek Vanek zum Probst (Vorsteher des Domkapitels) der Kathedrale St. Vitus ernannt worden und hat einen Treueeid auf den Staat abgelegt. Die tschechoslowakischen Medien haben über diese Ernennung in unüblicher Ausführlichkeit berichtet, nicht ohne Hinweis auf den guten Willen des Staates zur Zusammenarbeit mit der Kirche. Zur gleichen Zeit hatten Gläubige und Priester der CSSR in einem Brief an den Vatikan die Bitte vorgebracht: «Gebt uns keine Staatsbischöfe mehr.»

(Fortsetzung von Seite 9)

sinki hatte unter Hinweis darauf schon frühzeitig angeregt, Finnland möge seine Feiern mit den Feierlichkeiten zur Oktoberrevolution zusammenlegen. Dies war ein das Selbstwertgefühl der Finnen in unerhörter Weise verletzender Vorschlag; weiss doch auch der sowjetische Botschafter, dass die Finnen mit ihrem Nationalfeiertag der Erringung der Unabhängigkeit von Russland gedenken. Das finnische Aussenministerium wies den Vorschlag taktvoll zurück. (Vielleicht auch im recht verstandenen Interesse der Sowjets, die objektiv keinen Vorteil davon haben, die finnische Bevölkerung ohne Not zu brüskieren.)

De facto jedoch ist der Status Finnlands gegenüber der Sowjetunion nur mit dem einer fortentwickelten Kolonie zu vergleichen.

Ein Orden, anders als alle andern

Dazu gehören regelmässige Ergebnissadressen. So verlieh der finnische Staatspräsident dem sowjetischen Parteichef Leonid Breschnew zu dessen 70. Geburtstag im Dezember 1976 den höchsten finnischen Orden, das «Grosskreuz der weissen Rose».

Breschnew erhielt damit die erste Auszeichnung aus einem nichtkommunistischen Land: wegen seines «grossen Beitrags zur Stärkung des Friedens und der internationalen Sicherheit»...

Vor wenigen Monaten startete Finnlands Staatspräsident Kekkonen wieder zu einem inoffiziellen Freundschaftsbesuch in die Sowjetunion. Es war der 33. seit seinem Amtsantritt im Jahre 1965. Denn der «grosse Bruder» will bei Laune gehalten werden.



Importeur feiner Qualitätsweine

Unser Beaujolais aus dem Sonnenjahrgang 1976 zeigt sich jetzt von der besten Seite.

Zum Beispiel:
Brouilly «Château du Pavé» AC 1976
Fr. 11.70/FI.

Moulin-à-Vent AC 1976
Fr. 12.40/FI.

Juliéas AC 1976
Fr. 11.20/FI.

Vins Hess Weine
Bern - Steinhölzli Telefon 031/53 85 55

Kurz angebunden

Verhältnisscharfsinn
aus der «Literaturnaja gaset», Moskau

Zur Diebstahlbekämpfung sind die prophylaktischen Massnahmen am wichtigsten. Als ein gewisser W. Workutow nachts in das Restaurant Nr. 36 einstieg, um den Vorratsraum auszuplündern, musste er feststellen, dass ihm das Personal des Hauses zuvorgekommen war und alle Lebensmittel mit nach Hause genommen hatte. Dank dieser täglich geübten Vorsorge konnte ein Mensch vor einem schweren Vergehen bewahrt werden. (Nr. 41/1978)

Im Kultur- und Freizeitpark der Stadt Bubeisk gibt es alles, was die Menschen für ihre Erholung brauchen: Restaurants, Cafés, Trinkhallen, Imbissstuben, Buffets, eine polizeiliche Einsatztruppe und eine Ausnüchterungsstation. (Nr. 5/1979)

Der Kellner O. Gurejew vom Restaurant «Poplawok» hat sich um eine neue Methode verdient gemacht, Demi-sec-Weine zu produzieren: Er verdünnt trockene Weine zur Hälfte mit Wasser. (Nr. 6/1979)

Defekte an TV-Apparaten erweisen sich häufig als irreparabel. Aber das rührt meistens nur daher, dass manche Leute immer noch nicht wissen, wie man die Instandstellung vorbereitet. Machen Sie es also richtig: Sobald Ihr Fernseher streikt, nehmen Sie einen Tag frei. Dann gehen Sie ins Delikatessengeschäft einkaufen, kochen ein gutes Essen, decken den Tisch mit einem schneeweissen Tischtuch, holen die beste Flasche aus Ihrem Kühlschrank. Und jetzt können Sie den Techniker bestellen. (Nr. 2/1979)

Was einmal deutlich gesagt sein soll: Es ist ein Zeichen von Beschränktheit, mit Trinken anzufangen, weil man nichts zu tun hat. Intelligente Menschen finden immer einen Grund. (Nr. 7/1979)

Die Kunst fordert Opfer, und so füllen sie die Säle. (Nr. 7/1979)

Wussten Sie schon, dass bereits drei Eichhörnchen in der Lage sind, einen Menschen zu ernähren, wenn er ihre Wintervorräte zu Marktpreisen absetzen kann? (Nr. 7/1979)

Die Verwaltung der Lebensmittelindustrie in Lunkowsk bringt ihre Sorge um die Gesundheit der Konsumenten dadurch zum Ausdruck, dass sie auf alle Wodkaflaschen eine Warnung aufkleben lässt: Rauchen schadet der Gesundheit. (Nr. 7/1979)

Sie müssen viele gute Bücher lesen, bevor Sie ein schlechtes Buch schreiben können. (Nr. 3/1979)

Unser Handel bemüht sich stets um neue Dienstleistungen für die Kunden. So wird im Lebensmittelgeschäft Nr. 15 ein Käufer ausserhalb der

Warteschlange bedient, wenn er beim Zahlen auf das Herausgeld verzichtet. (Nr. 3/1979)

Der Buchhandel unserer Stadt ist in einem neuen Gebäude modernster Konzeption untergebracht worden. Auf allen Etagen sind Luftfeuchtigkeit und Temperatur optimal reguliert. So können dann die gesamten Bestände in tadellosem Zustand der Altpapierverwertung übergeben werden. (Nr. 3/1979)

FACETTEN zum Alltag drüben

Modernisierungen und Rationalisierungen im Alltagsleben bringen nicht immer ungeteilte Freude. Die Sowjetunion macht da keine Ausnahme, und der Feuilletonist A. Nikolskij berichtet in der «Sowjetskaja Rossija» (Moskau, 4. 2. 1979) unter anderem wenigstens von einem Fall wahrhaftig geteilter Freude.

Es geht um die vereinfachte Postzustellung an die Bewohner sogenannter Kommunalwohnungen. Das sind ganz einfache Wohnungen, die man zimmerweise an verschiedene Parteien vermietet, wobei Küche, Bad und Toilette allen zur Verfügung stehen; eine verbreitete Wohnweise in der UdSSR. Bisher hatten die verschiedenen Mieter einer solchen Gemeinschaftswohnung ihre separaten Briefkästen, aber nunmehr ersetzt man sie sinnigerweise durch Gemeinschaftsbriefkästen, was das gewohnte Nebeneinanderleben automatisch in ein teilnehmendes Zusammenleben verwandelt.

Nikolskij: «Die Korkins z. B. sind vom Eintreffen eines Pakets aus der Tschechoslowakei benachrichtigt worden, und Bljumin hat sie bereits der Spekulation mit Schuhen bezichtigt, was wiederum eine Spekulation ist, die zu interessantesten Spekulationen Anlass gibt. Syrojedow seinerseits

hat eine Karte von der Mütterberatungsstelle erhalten, und nun herrscht grosse Fröhlichkeit in der Kommunalwohnung; seit sieben Uhr früh will das ansteckende Lachen nicht mehr verstummen.»

Die westens bekannte, bloss individuelle Tugend von Schlummermüttern, dem Schicksal ihrer Untermieter nicht gleichgültig gegenüberzustehen, wird in sozialistischen Verhältnissen eben auf das Niveau des Kollektivs erhoben. An diesem erhebenden Unterschied ändert sich auch dann nichts, wenn sich die Kommunalwohnungen im Untergeschoss des Wohnblocks befinden, wie das Nikolskij beiläufig in seinem Beispiel erwähnt. In Altbauten kann man sie überall antreffen, aber offenbar begünstigt das neuere Bauwesen eine spezialisierte Vertiefung der Gemeinschaft.

Ein anderes Beispiel betrifft eine technische Erregungenschaft, die nun wirklich allen Betroffenen Freude macht. Und das sind in diesem Falle die Autobuspassagiere. Sie bezahlen in der Sowjetunion einen Einheitstarif von 5 Kopeken (Facharbeiter-Monatslohn: 150 Rubel), die sie in den Automaten einwerfen müssen, der sich im Bus selbst befindet. Doch jetzt hat man vielerorts die Automaten durch neue Modelle ersetzt, die laut Nikolskij «vor lauter Konstruktionsgedanken derart perfektioniert sind, dass man entweder seinen Fünfer nicht hineinkriegt oder sein Billet nicht herauskriegt». Allerdings kann man zur Not beim Fahrer ein Abonnementsbüchlein kaufen, aber meistens hat er keine oder sagt das wenigstens. Und wenn die Passagiere beim besten Willen keine Fahrkarte ergattern können, dann müssen sie notgedrungen gratis fahren, und Nikolskij preist denn auch diesen glücklichen Segen des Fortschritts.

In welch traurigem Gegensatz dazu stehen wir hierzulande da, mit unsern missachteten Gratis tram-Initiativen. Auf die konstruktive Lösung müsste man kommen (wobei ich die hoffnungsvollen Ansätze nicht verkennen möchte).

Schliesslich folgt noch das Exempel einer Rationalisierung, bei der des einen Leid des andern Freud ist. Um nicht mehr für Waren anstehen zu müssen, sagt Nikolskij, sei er in ein neues Quartier umgezogen. (Das ist natürlich eine façon de parler, denn die Warteliste für Wohnungen sind eine ungenueuert andere Sache...) Dort gebe es den neuen Selbstbedienungsladen, bei dem der Käufer sich die vorrägige Ware direkt vom Regal holen könne. Der Nachteil besteht darin, dass die vielen Regale nur Platz für eine einzige Kasse übriggelassen haben, und weil das Fräulein die Kaufsumme jeweils so ausrechnet, dass sie alles auf einem Blatt Papier von Hand addiert und dann die Gesamtsumme auf die Rechenmaschine tippt, ist die Schlange zehnmal länger als im alten Quartier.

Nur, wenn das die Sachlage ist, welche ändern haben denn die Freud? Nun, «die Verkäufer und Verkäuferinnen. Sie spazieren ungebunden umher und schauen zu. Diese leichtere Arbeit macht sie fröhlich und freudig gestimmt.» Es steht zu befürchten, dass es unter den gnadenlosen Gesetzen des Kapitalismus nicht einmal diese Freude des beschäftigungslosen Personals geben würde. Der Alltag macht neben den berühmten Konvergenzen auch die kleinen Unterschiede sichtbar.

ZETBILD erscheint alle zwei Wochen

Redaktion - Administration - Anzeigenverwaltung

Jubiläumsstrasse 41, CH-3000 Bern 6

Tel. 031 43 12 12. Telex 32728 soi ch

Telegramm Schweizost

Postcheck ZeitBild 30-24616, Banken: Spar + Leihkasse Bern 153.400.2.03, Deutsche Bank

Frankfurt a. M. (BLZ 500 700 10) 78-2409

Printed in Switzerland ISSN 0044-2100

Verantwortlicher Herausgeber und Verlag

Schweizerisches Ost-Institut AG (SOI)

Jubiläumsstrasse 41, CH-3000 Bern 6

Redaktion

Peter Sager, Christian Brügger

Administration und Anzeigenverwaltung

Peter Dolder

Abonnementspreise

Fr. 34.- jährlich (Ausland Fr./DM 37.-)

Studenten und Lehrlinge Fr. 20.-

(Ausland Fr./DM 23.-)

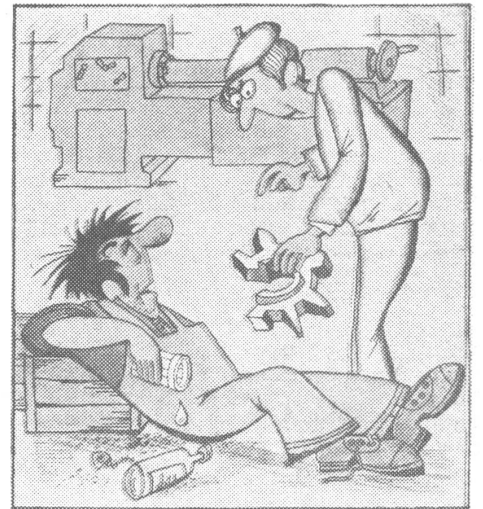
Halbjahr Fr. 18.- (Ausland Fr./DM 20.-)

Einzelnummer Fr. 1.50 (Ausland Fr. 2.-, DM 1,50)



«He, ein Zuschauer! Sofort festhalten und nicht rauslassen!» (Nr. 34/78)

«Krokodil», Moskau



«Wohl wieder typisch von dir, dieser elende Ausschuss?» – «Ne, wie kommen Sie denn darauf? Ich habe die Werkbank seit drei Wochen nicht angerührt.» (Nr. 33/78)



Рисунок
Е. ГАВРИЛИНА

«Wieder typisch»
oder
«Was ist
plötzlich los?»

Sowohl als auch

«So. Und jetzt werden Sie wohl aufhören mit Ihren ewigen Reklamationen bei der Hausverwaltung.» (Nr. 33/78)

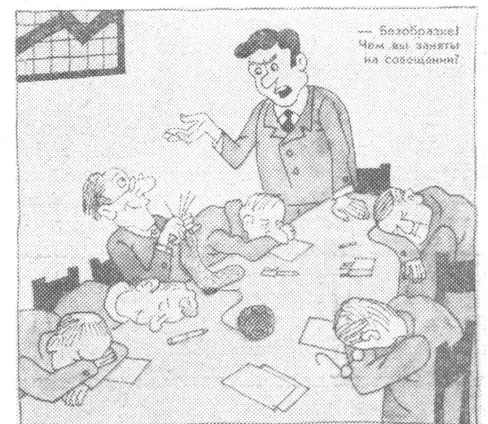


«Was ist denn plötzlich mit dem Sidorow los? Der hat doch sonst nie Kreuzwörterrätsel gelöst...» – «Aber heute vertritt er doch den Chef.» (Nr. 34/78)



Е. ГАВРИЛИНА

«Schön. Jetzt brauchen wir keine Angst mehr zu haben um unsere Bibliothek.» (Nr. 36/78)



— Безобразней
Чем вы заняты
на совещании!

«Was fällt Ihnen ein, Sie? Während der Sitzung zu stricken, ist ja unerhört!» (Nr. 32/78)